

Die Bibliothek des Reporters Welche Bücher sind im Werkzeugkasten des Reporters unentbehrlich? Dritte Lieferung: Grosse Zeiten jederzeit.

Von Georg Brunold

«We recognize that magazine writing has never been better», verkündet George E. Curry, Präsident der American Society of Magazine Editors, in seiner Einleitung zu *The Best American Magazine Writing 2000*, einer Sammlung, die erstmals zwischen zwei Buchdeckeln fünfzehn Texte aus der Finalrunde um die National Magazine Awards vereinigt (auf vierhundert recht eng bedruckten Seiten, das heisst im Durchschnitt Lesestücke von 27 Buchseiten oder acht bis neun «du»-Seiten Länge). Sie stammen aus Zeitschriften wie «The New Yorker», «Esquire», «Vanity Fair», in anderen Jahren auch aus «The Atlantic Monthly», «Harper's Magazine» etc., im Jahr 2000 fünf allein aus dem «New Yorker». Der englische Oberbegriff *writing* schafft Raum für manches, Fiction und Nonfiction, räumt mit Grenzen zwischen Genres auf, was dem Leser nicht weniger als dem *writer* zustatten kommt und das Terrain und die Mittel insbesondere des Reporters erweitert.

Die journalistische Kultur der USA hat gewiss exemplarischen Charakter mit ihrem avancierten Qualitätsmanagement, institutionalisiert in den Creative-Writing-Programmen an fast jeder Universität und den renommierten Graduiertenschulen, die über die regelmässigen

Preisverleihungen wachen, wie etwa die Columbia School of Journalism über die National Magazine Awards. Für die internationale Presse gelten heute weltweit dieselben Massstäbe. Auf dem harten Pflaster des amerikanischen Zeitschriftenmarktes tragen über 6000 Magazine ihren Überlebenskampf aus, und jährlich kommen Hunderte dazu. Einmal abgesehen vom «Buffalo Express» und seinem Korrespondenten Mark Twain – müsste in dieser Menge nicht notwendigerweise das Beste bis heute, darunter auch die beste Reportage, zu finden sein? Nicht nur in Amerika, wie zum Beispiel die deutschsprachige Presselandschaft befürchten lässt, wo es derzeit um die Reportage sehr schlecht bestellt ist und nur um Raum und Geld dafür noch schlechter.

Doch grosse Zeiten werden oft, selbst in den USA, am leichtesten ohne weitere Umstände ausgerufen – wie auch George E. Curry seine Bestnote nicht für die funkelnde Spitze des Eisbergs reserviert, der vor Nordamerikas Ostküste bald zu schmelzen anfängt. (Wer eine mittlere Geschichte des «New Yorker» übersetzt, macht die Erfahrung, dass der Koloss mehr Wasser als Licht transportiert.) Die Veteranen des zeitgenössischen amerikanischen *magazine writing* sind nicht mehr ganz jung.

Am 14. Februar 1972 einst druckte das «New York Magazine» ein legendäres, doch im Inhalt zu Recht fast gänzlich vergessenes Manifest von Tom Wolfe: *The Birth of «The New Journalism»*. Führende Zeitgenossen unter den amerikanischen Schriftstellern würden sich vermehrt von der Fiction abwenden und für die Mittel und Techniken der Reportage und der journalistischen Recherche interessieren, glaubte Wolfe zu erkennen. Wer ausser ein paar Dinosauriern wie Saul Bellow, John Updike oder Philip Roth verschwende denn noch seine Zeit an jenes überholte Projekt namens der grosse Roman! Von der zweifelhaften Triftigkeit dieser frohen Mutes vorgetragenen Diagnose konnte für den Journalismus denkbar wenig abhängen. Höchstens hätte sie ihn mit den Perspektiven einer bedenklichen literarischen Einsamkeit ängstigen müssen.

Ausser dem herausragenden Werk, das Wolfe selber folgen liess, war nichts neu an dem Programm: im Kern vier «realistisch» geheissene und tatsächlich krud gefasste Regeln – vier genau, wie die vier Räder bei den Autos und die Beine beim Vieh. (Und das Label, wozu Wolfe anmerkte, er habe keine Ahnung, wer als erster vom «New Journalism» gesprochen habe: Ungefähr einmal pro Jahrhundert

wird er wohl geboren; in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in den Tagen der Pressegründerväter Pulitzer und Hearst, wurde der «New Journalism» alsbald zum «Yellow Journalism» umbenannt – das Kennwort für die aufkommende Boulevardpresse, die den Erfolg in der sogenannten Publikumsnähe suchte.) 1972 hätte die Frage allenfalls lauten müssen, wie es in den USA um einen Journalismus stand, der kaum zuvor noch wahrhaft grosse Zeiten gesehen hatte: bei Hemingway, Orwell, bei Evelyn Waugh und Graham Greene oder bei einem Mann wie Malraux. Wolfes Kronzeuge heisst stattdessen Balzac. Nicht dass er deshalb im 19. Jahrhundert, bei Zola oder Dickens, zu Hause gewesen wäre. Nur lag das literarische Paris noch etwas näher, noch waren sogar die jungen Musik-Events, die in den Staaten zählten, die Gastspiele von Europäern wie Beatles und Rolling Stones. Journalisten in der New Yorker Provinz führten derweil gegen übermächtige Väter (vorzugsweise britische) die Autorität wehrloser Urgrossväter (und wären es französische) ins Feld. Noch zeigten die Uhren Nachkriegszeit, während Vietnam eine neue Generation amerikanischer Reporter hervorbrachte und das kurze Gedächtnis der rückwärtigen Basis unterstrich, dass der Sinn nach vorne, nach Aus- und Aufbruch, stand.

Inzwischen, da wir erneut aufs Ganze gehen, nicht wahr, ist wieder etwas mehr Welt

ins Bewusstsein aufgestiegen, und im Regal stehen zwei fabelhafte Anthologien, eine in deutscher, eine in englischer Sprache, die zeitgenössische Reporter mit Vorbildern aus zweieinhalb Jahrtausenden bedienen. «Jeder, der jemals publizistisch eintritt, ...hat in der allumfassenden Geschichte der geistigen Kämpfe einen Vorgänger, der ihm als Vorbild oder Warnung dienen kann. Vermag er ihn herauszufinden?» schrieb Egon Erwin Kisch in der Vorrede zu seiner Sammlung *Klassischer Journalismus* von 1923. Er hielt es nicht für ratsam, darin einen Lebenden abzudrucken, obschon der Weltkrieg gerade vier Jahre zurücklag. Dafür gräbt er Plinius d. J. aus und seinen *Bericht über das Erdbeben von Pompeji* aus dem Jahre 79 n. Chr. Über Luther (*Sendbrief vom Dolmetschen*, 1530) und Pascal (*Jesuitische Beurteilung des Verbrechens*, 1656) gelangt Kisch doch bald ins 18. Jahrhundert und sogleich mitten in die moderne Pressegeschichte: Wir lesen Swift (*Der vierte Tuchhändlerbrief*, 1724), Melchior Grimm (*Die ersten Luftballons*, 1783), Benjamin Franklin (*Parodie einer Rede zur Verteidigung des Sklavenhandels*, 1790), Kleist (*Der erste Atemzug der deutschen Freiheit*, 1809), Victor Hugo (*Der Parlamentarismus*, 1852), Dostojewski (*Noch einmal davon, dass Konstantinopel früher oder später uns gehören muss*, 1877). Mit Voltaire und Zola betreten wir den Gerichtssaal; Lessing, Lichtenberg, Balzac und Fontane begleiten wir ins Theater, Schiller

zum Wunderheiler Cagliostro, Heine und Wagner ins Konzert, Goethe nach Mailand vor Leonardos *Abendmahl*. Von Börne, Hebbel und Sainte-Beuve lernen wir, was einmal eine Kritik hiess. Das sind lauter grosse Namen, zugegebenermassen. Doch schliesslich ist es nicht der Abstand dazu, der das Vorbild macht, noch gar täte er diesem Abbruch.

The Faber Book of Reportage, besorgt vom Oxford Anglisten, Autor und Kritiker John Carey, ist dagegen – über den Tod des Sokrates, die römische Belagerung Jerusalems und mit Vespucci und de Las Casas über den Atlantik – schon 192 seiner 706 Seiten unterwegs, ehe wir im Jahr 1703 ankommen. Careys grosses Buch kommt nicht darum herum zu dokumentieren, was unseren geduldigen Planeten – und genauso deshalb die Reporterfeder – zum erdrückenden Anteil in Bewegung hält: erstens Krieg (und Eroberungen), zweitens Verbrechen (und Politik), drittens Unglück und Krankheit (im Nebel von Aberglauben und Ignoranz). Doch wir treffen auch Marie-Antoinette in der Oper und beim Abendessen Attila, den Hunnen.

The Faber Book of Reportage. Edited by John Carey. Faber and Faber, London 1988 (Paperback 1996).

Egon Erwin Kisch: *Klassischer Journalismus*. Rudolf Kaemmerer Verlag, Berlin 1982.

Tom Wolfe, Edward W. Johnson: *The New Journalism*. Harper-collins, New York 1973.